

Der Geschichtslehrer

Das grosse Echo auf den Tod des britischen Historikers Eric Hobsbawm

Von Oliver Zimmer

Kaum ein Professor eines unbedeutenden historischen Seminars würde sich mit der Berufsbezeichnung Geschichtslehrer zufriedengeben wollen. Der letzte Woche im Alter von 95 Jahren verstorbene Eric Hobsbawm, dessen Bücher in über 40 Sprachen übersetzt wurden, war diesbezüglich weniger verkrampft. Der in den 1970er-Jahren zum Weltstar aufgestiegene Wahlbrite jüdischer Herkunft sah sich als Geschichtslehrer in einem umfassenden Sinn.

Da war zum einen der äusserst populäre Universitätslehrer Hobsbawm. Noch in seinem letzten Radio-Interview mit der BBC betonte der bekannteste Marxist unter den Nachkriegshistorikern, seine Ideen seien im Hörsaal jeweils ihrem entscheidenden Test unterworfen worden. Seine Leser dankten es ihm mit hohen Auflagen. Unterhaltung und Wissensvermittlung vereinen sich in Hobsbawms Büchern auf zwanglose Weise. Als Autor führt der in Cambridge ausgebildete Historiker seine Leser mit sicherer Hand, aber ganz ohne akademisch-professoralen Duktus. Seine Darstellungen etwa zu den europäischen Revolutionen, zum Imperialismus, zum Kalten Krieg oder zu kulturellen Trends sind von grosser Anschaulichkeit geprägt. Sein Schreibstil ist frei von jeglichem wissenschaftlichem Jargon. Und ein Vortrag, der seine Studenten nicht intellektuell stimulierte, bedurfte der Überarbeitung.

Der streitbare Intellektuelle

Hobsbawm verstand sich aber noch in einem weiteren Sinne als Geschichtslehrer. Wie kaum ein anderer Historiker der Nachkriegszeit spielte er die Rolle des streitbaren Intellektuellen. Er, der sich bis zuletzt mit der Idee des Kommunismus identifizierte, äusserte sich regelmässig in den britischen Medien. Der bekannte Professor, der seine Gedanken in BBC-Interviews mit ruhiger Stimme stets druckreif zu formulieren wusste, wollte eine breite Öffentlichkeit mit Orientierungswissen versorgen. Dabei fühlte er sich der Tradition der radikal-republikanischen Aufklärung des späten 18. Jahrhunderts verpflichtet.

Zweifellos profitierten seine gross angelegten Geschichtssynthesen zum 19. und 20. Jahrhundert von seiner linguistischen Beschlagenheit. Obschon er ausschliesslich auf Englisch schrieb: Deutsch, Französisch, Italienisch und Spanisch sprach der in Wien und Berlin aufgewachsene Kosmopolit fließend; ausserdem war er in der Lage, portugiesische und katalanische Texte zu lesen. Die im angelsächsischen Raum verbreitete Beschränkung auf die englischsprachige Forschungsliteratur war ihm fremd. Hobsbawm war ein ungemein vielseitig interessierter Leser. Im Gegensatz zu manch anderen (weniger gehaltvollen) Vertretern der Populärgeschichte verlor er zudem nie den Respekt vor der historischen Forschung, deren originelle Produkte er eifrig konsumierte. Hobsbawms historisches Wissen war immens. Seine Fähigkeit, grössere Zusammenhänge an anscheinend unbedeutenden Details zu illustrieren, legendär.

Die globalen Entwicklungen

Dabei war Hobsbawm unter den Stars der britischen Nachkriegshistoriker keineswegs der originellste Kopf.



«Der letzte interessante Marxist.» Das schrieb der «Economist» in seinem Nachruf über Eric Hobsbawm (1917–2012). Foto Keystone

Dieser Titel gebührt schon eher E.P. Thompson. Zusammen mit Hobsbawm einer der Gründer der einflussreichen Fachzeitschrift «Past and Present», machte Thompson in den 60er-Jahren mit bahnbrechenden Werken zur Kultur der englischen Arbeiterbewegung (oder zur Auswirkung der Industrialisierung auf das Zeitbewusstsein der Menschen) auf sich aufmerksam. Hobsbawm war jedoch eine Klasse für sich, wenn es darum ging, gehaltvolle historische Synthesen globaler Entwicklungen zu skizzieren.

Der analytische Leitfaden

Nach Hobsbawms Hauptleistung befragt, nennen meine Oxforder Kollegen Robert Gildea, Ruth Harris und Abigail Green übereinstimmend seine weit über die historische Zunft hinausgehende Wirkung. Für Green bestand sie in der Wiederbelebung des «grand narrative», der grossen historischen Erzählkunst. Was Hobsbawm betrieb, war indessen keine Erzählung im traditionellen Sinn. Seine Bücher folgten stets einem klaren analytischen Leitfaden. Ruth Harris weist zudem auf seine herausragende Rolle bei der Vermittlung moderner Geschichte im angelsächsischen Raum. So gebe es wohl kaum amerikanische oder englische Geschichtsstudenten, die nicht mit mindestens einer von Hobsbawms Schriften in Kontakt gekommen sind. Für Robert Gildea ist es die Fusion analytischer und darstellerischer Potenz, die Hobsbawms Publikationen auszeichnet. Wie nur wenige Vertreter seines Fachs habe er es verstanden, abstrakte Entwicklungen an die Lebenserfahrung ge-

wöhnlicher Menschen zurückzubinden.

Wichtig für Hobsbawms Erfolg als Buchautor war wohl auch, dass seine Deutungen der Vergangenheit letztlich dem Primat der Politik verpflichtet blieben. Seine Variante der integrierten Politikgeschichte – wirtschaftliche Krisen und soziale Spannungen kamen in seinen Werken ebenso zum Zug wie die kulturelle Avantgarde oder der Jazz – vermochte die Leser offensichtlich in ihren Bann zu ziehen. Die Einflechtung kultur- und sozialgeschichtlicher Themen erfolgte stets mit dem Ziel, ein neues Licht auf politische Konflikte zu werfen.

Dies wird in mehreren seiner Abhandlungen deutlich, etwa im von ihm mit herausgegebenen Band «The Invention of Tradition»; oder ganz grundsätzlich bei seinen Untersuchungen zum Nationalismus im 19. Jahrhundert. In diesen Beiträgen ist zwar viel von Symbolen und Ritualen die Rede. Kulturelle Zeichensysteme als solche werden bei Hobsbawm jedoch nicht auf ihre Eigendynamik hin untersucht, was man durchaus als Schwäche sehen kann. Historischer Wandel, davon blieb er überzeugt, liesse sich am besten aus den politischen Motivlagen einflussreicher Zeitgenossen heraus erklären. Kulturelle Phänomene reflektieren solchen Wandel auf aufschlussreiche Weise. Sein Motor jedoch bleibt die Politik.

Die Dominanz der Linken

In Grossbritannien und den USA verursachte die Nachricht von Hobsbawms Tod ein grosses Echo. Zeitungen wie die «New York Times» oder der «Guardian»

veröffentlichten Essays zu seinem Leben und Werk. Die BBC ehrte sein Schaffen mit dem Einspielen von Sonderprogrammen. Unter die mehrheitlich lobenden Stimmen mischte sich jedoch vereinzelt auch heftige Kritik. Relativ unversöhnlich zeigte sich Michael Burleigh im konservativen «Telegraph». Hobsbawm beschrieb er in seinem Kommentar als marxistischen Dogmatiker. Seine Berühmtheit wertete er als Folge der Dominanz der Linken in den Medien und an den Universitäten. Auch ein Nachruf im rechtskonservativen «Daily Mail» brandmarkte Hobsbawm als unverbesserlichen Kommunisten und Beschöniger der Greuelthaten Stalins und des sowjetischen Regimes.

Der kontroverse Historiker

Gesamthaft überwogen aber gerade in England, und zwar selbst in konservativen Kreisen, die positiven Stimmen. Bereits zwei Tage nach Burleighs Hobsbawm-Verriss publizierte der «Telegraph» einen zweiten Nachruf. Darin hob Allan Massie die Leistungen des zuweilen kontroversen Historikers hervor. Derweil unterstrich der in Harvard lehrende Niall Ferguson im «Guardian», Hobsbawm sei trotz seiner Apologetik gegenüber sozialistischer Staatsgewalt als einer der grossen Historiker der Nachkriegszeit zu betrachten. Bei seinen vier Bänden zum 19. und 20. Jahrhundert («The Age of Revolution», «The Age of Capital», «The Age of Empire», «The Age of Extremes») handle es sich noch immer um die beste Einführung in die moderne Geschichte. Mit unverkennbarem Stolz verkündete der liberal-konservative Ferguson an gleicher Stelle, er sei mit Hobsbawm befreundet gewesen.

Auch der am letzten Donnerstag im renommierten liberalen «Economist» publizierte Nachruf zeichnete ein vielschichtiges Bild des verstorbenen Historikers. Hobsbawms sozialromantische Tendenzen hätten der Qualität seines Schaffens letztlich keinen Abbruch getan. Seine besten Werke seien nicht nur eminent lesbar, sondern auch hochgradig anregend und lehrreich. Mit Hobsbawm sei «der letzte interessante Marxist» gestorben.

Das historische Denken

Bemerkenswert bleibt in der Tat, dass sogar seine politischen Gegner betonen, von Hobsbawms Werken viel gelernt zu haben. Derart motivierte Respektbezeugungen finden sich in manchen der letzte Woche erschienenen Nachrufe. Sie gelten Hobsbawm dem Lehrer und Vermittler historischen Denkens und Wissens. Mit einem solchen Gesamtverdienst wäre der Ausnahmehistoriker wohl zufrieden gewesen. Auf die Frage, worin er seine zentrale Lebensleistung erblicke, antwortete er vor wenigen Monaten so: Zum einen habe er eine Familie mit Kindern und Enkeln zuwege gebracht und werde wohl noch in diesem Jahr mit seiner Frau die goldene Hochzeit feiern dürfen; zum anderen sei es ihm gelungen, ein paar «gute und lesbare Bücher» zu schreiben. Das darf man getrost so stehen lassen.

Oliver Zimmer lehrt an der University of Oxford Moderne Europäische Geschichte. Sein Buch «Remaking the Rhythms of Life: German Communities in the Age of the Nation State» erscheint nächsten Februar bei Oxford University Press.

Der freche Mix, das letzte Hurra

Das Vienna Art Orchestra, noch einmal in Originalbesetzung

Von Tom Gsteiger, Frauenfeld

Am Anfang stand eine Wette zwischen zwei Schweizer Wahlwienern. Roman Schwaller, der in seiner Geburtsstadt Frauenfeld alle zwei Jahre ein internationales Jazztreffen organisiert, hatte sich in den Kopf gesetzt, die Originalbesetzung des legendären Vienna Art Orchestra (VAO) nochmals zusammenzutrommeln. VAO-Mastermind Mathias Rüegg sagte: «Das schaffst du nie!» Schwaller hat es geschafft – und so konnte er die zwölfte Ausgabe seines Festivals Generations mit einem einmaligen Ereignis krönen.

Zu Beginn des Abends stellte Rüegg die Frage: «Haben wir es hier mit einem Klassentreffen zu tun? Oder mit einem nostalgischen Abend? Oder einfach mit einem Konzert?» Am Ende des Abends lautete die Antwort: Es war ein fabulöses Konzert, bei dem zum Glück nicht nur Nostalgiker auf ihre Rechnung kamen. Man konnte eine der spannendsten Phasen des europäischen Jazz und zugleich die erste Dekade des 1977 gegründeten (und vor zwei Jahren aufgelösten) VAO im Zeitraffer nochmals erleben.

Schräge Ideen

Es war problemlos nachvollziehbar, warum diese ungewöhnlich instrumentierte Bigband in ihren Anfängen auf so viel Begeisterung stiess. Der freche Mix aus Groove-Präzision, schrägen Ideen, ungewöhnlichen Sounds, undogmatischer Experimentierfreude und einer Phalanx fantastischer Solisten sorgt nach wie vor für gute Laune, bringt aber auch die Synapsen im Oberstübchen auf Trab.

Für das letzte Hurra hatte Rüegg aus den frühen VAO-Programmen eine wunderbare Stückauswahl extrahiert, bei der die verschiedensten Facetten dieser tollkühnen Truppe exemplarisch zur Geltung kamen – als Extrempole seien hier das Stück «Melancholie» (mit dem zugleich melancholischen und expressiven Flügelhornisten Herbert Joos) sowie der durchgedrehte «Tango from Obango» (inklusive Intro von Piccolo und Tuba) genannt.

Die Sängerin Lauren Newton setzte mit einem unbegleiteten Solo eine faszinierende Zäsur zwischen die zwei Konzerteile, die ohne Pause dargeboten wurden und mit Zugabe knapp zwei Stunden dauerten. Zwei Sternstunden.

Nachrichten

Schlingensief-Skizzen veröffentlicht

Berlin. Bis kurz vor seinem Tod hat Christoph Schlingensiefel an seiner Autobiografie gearbeitet. Seine Skizzen zu ordnen und zusammenzustellen, schaffte er nicht mehr. Der Regisseur starb am 21. August 2010 an Lungenkrebs. Seine Witwe Aino Laberenz hat die Gedanken ihres Mannes nun zusammengestellt und in einem 300-seitigen Werk mit dem Titel «Ich weiss, ich wars» veröffentlicht. SDA

Dreidimensionaler Warhol zu ersteigern

New York. Ein aussergewöhnliches Bild von Andy Warhol soll im November in New York versteigert werden – für mindestens 35 Millionen Dollar. Es ist ein dreidimensionales Experiment mit der Freiheitsstatue, die der Pop-Art-Künstler 1962 malte. Mit der passenden Brille sollen gleich 24 Freiheitsstatuen in dem etwa zwei Meter hohen, fast quadratischen Bild zu sehen sein. SDA

«La Boum»-Regisseur Claude Pinoteau tot

Paris. Der Regisseur des französischen Jugendfilmklassikers «La Boum», Claude Pinoteau, ist im Alter von 87 Jahren gestorben. Er arbeitete als Drehbuchautor und Produzent mit Jean Cocteau und Claude Lelouch zusammen und gilt als Entdecker von Sophie Marceau, der er 1980 in «La Boum» die Hauptrolle gab. SDA

«Die soziale Ungleichheit hat sich verschärft»

Fortsetzung von Seite 19

Ihm ist nicht bewusst, dass er sein Unternehmen einfach geerbt hat. Weil wir in einer individualisierten Gesellschaft leben, können arme tatsächlich das Gefühl haben, sie seien selber schuld, und reiche Erben, sie hätten ihr Vermögen selber erwirtschaftet.

Was meinen Sie zur These, dass die Mittelschicht die Gesellschaft trägt, weil die Unterschicht nicht kann, und die Oberschicht trickst, wo sie kann?

Die Unterschicht trägt mit, indem sie viel arbeitet und wenig verdient. Davon profitieren andere. Dazu kommen die rund neun Milliarden Stun-

den unbezahlte Arbeit, die mehrheitlich Frauen leisten. «Mittelschicht» ist an sich ein heikler Begriff, aber sagen wir mal die 60 Prozent dazwischen, die sich selber durchbringen, aber kaum steuerbares Nettovermögen haben. Diese Schicht leistet schon einen wichtigen Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt, der auch Angehörigen der Oberschicht wichtig ist. Daneben gibt es aber auch solche, die tricksen und sich für vermeintlich ehrenamtliche Arbeit 3000 Franken pro Stunde ausbezahlen.

Und bei den Steuern und der Sozialhilfe – da wird doch auch getrickst.

Die meisten Leuten verhalten sich ja

redlich. Das Tricksen schenkt bei hohem Einkommen einfach mehr ein. Das grössere Problem ist aber, dass hohe Vermögen und Gewinne kaum besteuert werden.

Im Gegensatz zu den mittleren Einkommen. Lastet auf den Schultern der Mittelschicht nicht zu viel Gewicht im Vergleich zu den andern?

Die Mittelschicht ist heterogen. Aber viele haben keine Reserven. Wir sollten schauen, dass durch einen sozialen Ausgleich auch die Mittelschicht stabilisiert wird.

Und wie ist das zu schaffen?

Wir haben in der Schweiz einen relativ hohen Lebensstandard, sollten

aber unbedingt die unteren Einkommen anheben. Dadurch ginge es auch der Mittelschicht besser. Zudem sind Gelassenheit und Einfachheit wichtig, aber da sollten jene vorangehen, die sich das erlauben können.

Walter Wüllenweber: «Die Asozialen. Wie Ober- und Unterschicht unser Land ruinieren – und wer davon profitiert». Deutsche Verlags-Anstalt München, 2012. 255 S., ca. Fr. 28.–.

Ueli Mäder, Ganga J. Aratnam, Sarah Schilliger: «Wie Reiche denken und lenken. Reichtum in der Schweiz. Geschichte, Fakten, Gespräche». Rotpunktverlag Zürich, 2010, 300 S., ca. Fr. 38.–.